

Antony Beevor

D-DAY

Die Schlacht um die Normandie

Aus dem Englischen
von Helmut Ettinger

Pantheon

Die Originalausgabe ist 2009 unter dem Titel
»D-Day. The Battle for Normandy«
bei Viking, Penguin in London erschienen.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

5. Auflage

Copyright © 2009 by Antony Beevor
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010
by C. Bertelsmann Verlag, München
Copyright © dieser Ausgabe 2011 by Pantheon Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München,
unter Verwendung einer Vorlage von R·M·E, Roland Eschlbeck/Rosemarie Kreuzer
Umschlagabbildung: © bpk Berlin
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-570-55146-2

www.pantheon-verlag.de

Inhalt

1. Kapitel	Die Entscheidung	9
2. Kapitel	Im Zeichen des Lothringer Kreuzes	23
3. Kapitel	Behaltet den Kanal im Auge	41
4. Kapitel	Das Abriegeln des Landungsgebiets	55
5. Kapitel	Die Fallschirmjäger schlagen los	63
6. Kapitel	Die Armada setzt über	87
7. Kapitel	»Omaha«	101
8. Kapitel	»Utah« und die Luftlandeoperation	128
9. Kapitel	»Gold« und »Juno«	140
10. Kapitel	»Sword«	152
11. Kapitel	Sicherung der Landköpfe	169
12. Kapitel	Fehlschlag bei Caen	188
13. Kapitel	Villers-Bocage	205
14. Kapitel	Die Amerikaner auf der Halbinsel Cotentin	227
15. Kapitel	»Operation Epsom«	244
16. Kapitel	Die Schlacht in der Bocage	263
17. Kapitel	Caen und der Kalvarienberg	286
18. Kapitel	Die Schlacht um Saint-Lô	306

19. Kapitel	»Operation Goodwood«	330
20. Kapitel	Die Verschwörung gegen Hitler	351
21. Kapitel	»Operation Cobra« – der Durchbruch	367
22. Kapitel	»Operation Cobra« – der Ausbruch	392
23. Kapitel	Die Bretagne und »Operation Bluecoat«	407
24. Kapitel	Die Gegenoffensive bei Mortain	425
25. Kapitel	»Operation Totalize«	450
26. Kapitel	»Hammer« und »Amboss«	470
27. Kapitel	Der mörderische Kessel von Falaise	488
28. Kapitel	Der Aufstand in Paris und das Wettrennen zur Seine	509
29. Kapitel	Die Befreiung von Paris	527
30. Kapitel	Nachspiel	548

Anhang

<i>Glossar</i>	555
<i>Anmerkungen</i>	557
<i>Literatur (Auswahl)</i>	607
<i>Kartenverzeichnis und Erläuterungen von</i>	
<i>Abkürzungen beteiligter Streitkräfte</i>	611
<i>Personenregister</i>	615
<i>Orts- und Sachregister</i>	623
<i>Abbildungsnachweis</i>	635
<i>Übersichtskarten</i>	636

Für Miles, meinen ältesten Freund

I. Kapitel

Die Entscheidung

Southwick House ist ein großes Gebäude im Regencystil mit Stuckfassade und Kolonnadenfront. Zu Friedenszeiten hätte es die Kulisse für eine Abendgesellschaft aus einem Roman von Agatha Christie abgeben können, aber 1940 hatte es die Royal Navy übernommen. Die idyllische Szenerie seiner Rasenflächen mit einem Wäldchen dahinter war ruiniert durch Nissenhütten, Zelte und Schotterwege. Southwick fungierte nun als Hauptquartier von Admiral Sir Bertram Ramsay, dem Oberbefehlshaber der Landungsflotten. Zugleich war es die vorgeschobene Kommandostelle der Supreme Headquarters Allied Expeditionary Force (SHAEF), des Hauptquartiers des Oberbefehlshabers der Alliierten Expeditionstruppen. Auf den Hügeln der Port Down Ridge hatten Flakbatterien Stellung bezogen, um das Objekt und die Schiffswerften weiter unten vor etwaigen Angriffen der deutschen Luftwaffe zu schützen.

In der Marinebasis von Portsmouth acht Kilometer weiter südlich und auf den Liegeplätzen dahinter drängten sich Anfang Juni 1944 Schiffe aller Typen und Größen – graue Kriegsschiffe, Transportschiffe und Hunderte von Landungsbooten, die miteinander vertäut waren. D-Day war für Montag, den 5. Juni, angesetzt, und das Einschiffen hatte bereits begonnen.

Südengland hatte gerade eine Hitzewelle hinter sich, die mit großer Trockenheit einherging. Am 29. Mai war das Thermometer auf fast 38 Grad Celsius geklettert. Im Meteorologenteam, das in der Befehlszentrale von General Dwight D. Eisenhowers Hauptquartier seinen Dienst versah, wurde man langsam unruhig. Die Gruppe stand unter der Leitung von Dr. James Stagg, einem hochgewachsenen, schlaksigen Schotten mit hageren Gesichtszügen und gepflegtem Schnurrbart. Stagg, der führende Meteorologe des Landes, war gerade zum Group Captain [Oberst] der Royal Air Force (RAF) ernannt worden, um ihm unter den Militärs, die Außenseiter nicht gewöhnt waren, die nötige Autorität zu verleihen.

Seit April hatte Eisenhower Stagg und dessen Gruppe getestet, indem er jeden Montag eine Wettervorhersage für drei Tage von ihnen forderte und dann während der Woche prüfte, wie weit sie eintraf. Am Donnerstag, dem 1. Juni, dem Tag, bevor die Kriegsschiffe in Scapa Flow an der Nordwestspitze Schottlands in See stechen sollten, kündigten die Wetterstationen Tiefdruckgebiete über dem Nordatlantik an. Schwere See im Ärmelkanal konnte die Landungsboote überrollen. An ihre Wirkung auf die Soldaten, die dort dicht gedrängt saßen, mochte man gar nicht denken. Tief hängende Wolken und schlechte Sicht bildeten ein weiteres Risiko, denn die Landung hing davon ab, ob es Luftwaffe und Marine der Alliierten gelingen würde, die Geschütz- und Verteidigungsstellungen der Deutschen an der normannischen Küste auszuschalten. Das Einschiffen der 130 000 Mann der ersten Angriffswelle war in vollem Gange und sollte in zwei Tagen abgeschlossen sein.

Stagg hatte sich damit herumzuschlagen, dass sich die verschiedenen Wetterdienste von Briten und Amerikanern nicht einigen konnten. Zwar erhielten sie alle gleichlautende Meldungen von den Wetterstationen, aber in ihrer Analyse der Daten stimmten sie nicht überein. Da Stagg diese Differenzen nicht eingestehen konnte, musste er Major General Harold R. Bull, Eisenhowers stellvertretendem Stabschef, sagen, dass »die Situation komplex und schwierig« sei.

»Um Himmels willen, Stagg!«, rief Bull aufgeregt. »Klären Sie das, bevor Sie morgen früh auf der Besprechung des Oberbefehlshabers erscheinen. General Eisenhower macht sich große Sorgen.«¹ Stagg ging zu seiner Nissenhütte zurück, um sich in die Karten zu vertiefen und dann noch einmal mit den verschiedenen Diensten zu sprechen.

Für Eisenhower gab es noch mehr Gründe, einen »Vor-D-Day-Koller« zu haben.² Äußerlich wirkte er entspannt, zeigte jedem, unabhängig von Rang und Namen, sein berühmtes offenes Lächeln, rauchte aber vier Schachteln Camel am Tag. Er zündete eine Zigarette an, legte sie glimmend in einen Aschenbecher, sprang auf, lief hin und her und nahm die nächste. Dass er fortwährend Kaffee trank, tat seinen Nerven auch nicht gerade gut.

Die Invasion zu verschieben war in mehrfacher Hinsicht riskant. Man konnte die 175 000 Soldaten der ersten beiden Angriffswellen bei diesem Seegang nicht in ihren Schiffen und Landungsbooten eingepfercht lassen, ohne dass ihnen der Kampfgeist abhanden kam. Die Kriegsschiffe und Geleitzüge, die bereits längs der britischen Küste in den Kanal einliefen,

konnten nicht mehr als einmal zurückbeordert werden, ohne neu aufzutanken zu müssen. Das aber gab den deutschen Aufklärungsflugzeugen weit- aus größere Chancen, sie zu orten.

Die Geheimhaltung stellte ohnehin das größte Problem dar. Weite Teile der Südküste Englands waren bestückt mit lang gestreckten Feldlagern, auch »Würste« genannt, in denen die Landungstruppen von jedem Kontakt mit der Außenwelt abgeschnitten sein sollten. So manchem Soldaten gelang es dennoch, unter dem Stacheldraht hindurchzuschlüpfen, um im nächsten Pub einen letzten Drink zu nehmen oder rasch noch einmal die Frau oder Geliebte aufzusuchen. So gab es auf allen Ebenen zahllose Möglichkeiten, dass etwas durchsickerte. Ein General der US-Luftwaffe war bereits nach Hause geschickt worden, weil er das Datum von »Operation Overlord« auf einer Cocktailparty in Claridges ausgeplaudert hatte. Nun wuchs auch die Befürchtung, dass es auffallen könnte, wenn einige britische Journalisten, die die Landungstruppen begleiten sollten, nicht in der Fleet Street auftauchten.

Jeder in Großbritannien wusste, dass D-Day bevorstand. Das war auch den Deutschen bekannt. Aber man wollte verhindern, dass der Gegner erfuhr, wo und wann genau die Landung erfolgen sollte. Die Post- und Fernmeldeverbindungen der ausländischen Diplomaten wurden vom 17. April an mit einer Zensur belegt und jede Bewegung an den Grenzen des Landes streng kontrolliert. Glücklicherweise waren dem britischen Security Service alle deutschen Agenten im Lande ins Netz gegangen. Die meisten hatte man umgedreht, sodass sie nun Falschinformationen an ihre Führungsoffiziere sandten. Dieses »Doppel-X-System«, benannt nach seinem Führungsorgan »XX Committee«, sollte starke »Störgeräusche« erzeugen, die einen wichtigen Teil des »Plans Fortitude«³ bildeten. Der war das kühnste Ablenkungsmanöver in der Kriegsgeschichte. Er übertraf sogar den »Plan Maskirovka« [Tarnung], den die Rote Armee zu jener Zeit vorbereitete, um den Gegner über das Ziel von »Operation Bagration«, Stalins Sommeroffensive, zu täuschen, mit der er die Heeresgruppe Mitte der Wehrmacht in Weißrussland einkreisen und zerschlagen wollte.

»Fortitude« gliederte sich in mehrere Teile. »Fortitude North«, der auf imaginären Einheiten in Schottland als Bestandteile einer britischen »4. Armee« beruhte, sollte einen Angriff auf Norwegen vortäuschen, damit die Deutschen ihre Divisionen dort beließen. »Fortitude South« sollte den Deutschen vorgaukeln, Landungen in der Normandie seien Ablenkungsmanöver mit dem Ziel, die deutschen Reserven vom Pas de Calais, der

Straße von Dover, abzuziehen. Die wirkliche Landung sei angeblich in der zweiten Julihälfte zwischen Boulogne und der Sommemündung vorgesehen. Weiter war von einer fiktiven »1. US-Armeegruppe« unter General George S. Patton jr. die Rede, dem Kommandeur, den die Deutschen am meisten fürchteten. Sie stand angeblich mit elf Divisionen in Südostengland bereit. Flugzeugattrappen und aufblasbare Panzer, dazu 250 vorge-täuschte Landungsschiffe sollten diese Illusion erzeugen. Frei erfundene Einheiten, zum Beispiel eine britische »2. Luftlandedivision«, hatte man unter die echten gemischt. Das Bild vervollständigten die Stäbe zweier fik-tiver Korps, die in ständigem Funkverkehr miteinander standen.

Einer der wichtigsten Doppelagenten, den der britische Geheimdienst für »Fortitude South« einsetzte, war der Katalane Juan Pujol, Deckname »Garbo«. ⁴ Gemeinsam mit seinem Führungsoffizier knüpfte er ein Netz von 27 frei erfundenen Agenten, die die deutsche Residentur in Madrid mit in London fabrizierten Informationen fütterten. In den Tagen vor D-Day funkten sie mehr als 500 Nachrichten. Sie enthielten Einzelheiten, aus denen sich nach und nach das Bild formte, mit dem das XX Committee bei den Deutschen den Eindruck erwecken wollte, der Hauptangriff sei später im Raum des Pas de Calais zu erwarten.

Daneben wurden weitere Täuschungsmanöver erdacht, um die Deut-schen zu manipulieren, keine Einheiten aus anderen Teilen Frankreichs in die Normandie zu verlegen. So sollte »Plan Ironside« ⁵ den Eindruck er-wecken, zwei Wochen nach den ersten Landungen sei ein zweiter Angriff auf die französische Westküste geplant, der direkt von US-Gebiet und den Azoren ausgehen sollte. Um die Deutschen zu verwirren und davon abzu-halten, die bei Bordeaux stehende 11. Panzerdivision in die Normandie zu beordern, setzte eine in England hochgenommene Agentin mit Codenamen »Bronx« ⁶ an ihren deutschen Führungsoffizier in der Lissaboner Banco Espirito Santo eine verschlüsselte Nachricht folgenden Wortlauts ab: »Schicken Sie rasch fünfzig Pfund. Ich benötige sie für meinen Zahnarzt.« Im Klartext hieß das, dass um den 15. Juni eine Landung im Golf von Biskaya zu erwarten sei. Die deutsche Luftwaffe, die nun fürchtete, diese werde in der Bretagne erfolgen, ordnete die sofortige Zerstörung von vier Fliegerhorsten in Küstennähe an. ⁷ Eine weitere Täuschungsaktion, »Opera-tion Copperhead«, wurde Ende Mai gestartet. Ein als General Montgomery verkleideter Schauspieler tauchte in Gibraltar und Algier auf, um Planun-gen für einen Angriff auf die Mittelmeerküste zu suggerieren.

In Bletchley Park, dem Hochsicherheitskomplex 80 Kilometer nord-

westlich von London, wo Funkprüche des Gegners entschlüsselt wurden, hatte man am 22. Mai ein eigenes Informationssystem für »Operation Overlord« neu in Betrieb genommen.⁸ Die Experten saßen in Bereitschaft, um jede Nachricht von Interesse auf der Stelle zu entschlüsseln und weiterzugeben. Dank der nach dem System »Ultra« entzifferten abgefangenen Funkprüche waren die Alliierten in der Lage nachzuprüfen, wie sich die von den wichtigsten Doppelagenten des XX Committee, Pujol, Dusko Popov (»Tricycle«) und Roman Garby-Czerniawski gestreuten Falschinformationen auswirkten. Am 22. April wurde in Bletchley eine deutsche Nachricht entschlüsselt, in der tatsächlich von einer »4. Armee« mit Stab bei Edinburgh und zwei dazugehörigen Korps in Stirling und Dundee« die Rede war. Andere Funkprüche besagten, dass die Deutschen wirklich glaubten, die »Lowland-Division« werde gerade für einen Angriff gegen Norwegen ausgerüstet.

Mit Hilfe von »Ultra« wurde auch aufgedeckt, dass die Deutschen im Mai eine Übung abgehalten hatten, die davon ausging, dass die Landung der Alliierten zwischen Ostende und Boulogne erfolgen werde. Schließlich konnte Bletchley am 2. Juni berichten: »Jüngste Informationen lassen annehmen, dass Gegner alle Vorbereitungen Alliiertes für abgeschlossen hält. Erwartet erste Landungen in Normandie oder Bretagne, gefolgt von Hauptaktion am Pas de Calais.«⁹ Offenbar hatten die Deutschen »Plan Fortitude« tatsächlich geschluckt.

Am 2. Juni frühmorgens ging Eisenhower zu einem Wohnwagen hinüber, der im Park von Southwick unter Tarnnetzen abgestellt worden war. Er nannte ihn »meinen Zirkuswagen«, und wenn er nicht gerade Besprechungen abhielt oder Truppen besuchte, dann entspannte er sich dort in seiner Koje bei Zigaretten und Wildwestromanen.¹⁰

An jenem Freitag 10.00 Uhr morgens trug Stagg in der Bibliothek von Southwick House Eisenhower und den anderen versammelten Oberbefehlshabern seine neueste Beurteilung der Wetterlage vor. Da es unter seinen Kollegen nach wie vor Meinungsverschiedenheiten gab und insbesondere die amerikanischen Meteorologen von SHAEF für seinen Geschmack zu optimistisch waren, konnte er nur sehr allgemein bleiben. Stagg wusste, dass er bei der Abendbesprechung eine klare Meinung zur Verschlechterung der Wetterverhältnisse über das Wochenende zu äußern hatte. Die Entscheidung, ob man mit der Operation fortfahren oder sie verschieben sollte, stand unmittelbar bevor.

Bei dieser Besprechung schlug Air Chief Marshal Sir Trafford Leigh-Mallory, der Oberbefehlshaber der Alliierten Expeditions-Luftstreitkräfte, vor, »einen Streifen bombardierter Straßen durch Städte und Dörfer zu legen, um die Bewegungen feindlicher Einheiten zu verhindern oder zu erschweren«. Allerdings ergab sich daraus die Frage, ob dies »angesichts der damit verbundenen zivilen Opfer« möglich sei. Eisenhower erklärte sein Einverständnis mit diesem »operativen Erfordernis«. Man beschloss, Flugblätter abzuwerfen, um die Bevölkerung zu warnen.¹¹

Das Schicksal der französischen Zivilbevölkerung war nur eine von Eisenhowers zahlreichen Sorgen. Als Oberbefehlshaber der gesamten Operation musste er politische und persönliche Rivalitäten ausgleichen und dabei zugleich seine Autorität unter allen Verbündeten wahren. Field Marshal Sir Alan Brooke, der Chef des britischen Generalstabs, und General Sir Bernard Montgomery, der Oberbefehlshaber der britischen 21. Armeegruppe, mochten ihn persönlich sehr, hielten aber nicht viel von ihm als Militär. »Zweifellos tut Ike, was er kann, für ein bestmögliches Verhältnis zwischen Briten und Amerikanern«, schrieb Brooke in sein Tagebuch. »Aber es ist auch klar, dass er nichts von Strategie versteht und, was die Kriegführung betrifft, für den Posten des Oberbefehlshabers *sehr* ungeeignet ist.«¹² »Montys« Urteil über Eisenhower nach dem Krieg fiel wie immer kurz und bündig aus: »Ein netter Kerl, aber kein Soldat.«¹³

Damit wurden ihm beide Generäle eindeutig nicht gerecht. Bei allen Grundsatzentscheidungen zum Einmarsch in der Normandie bewies Eisenhower sehr gutes Urteilsvermögen, und mit seinem diplomatischen Geschick hielt er das zänkische Bündnis zusammen. Allein das war eine beachtliche Leistung. Brooke musste später einräumen, dass »die nationale Brille den Blick auf die strategische Landschaft verstellt«.¹⁴ Und niemand, nicht einmal General George S. Patton, war so schwierig im Umgang wie »Monty«, der seinem Oberbefehlshaber wenig Respekt entgegenbrachte. Bei ihrer ersten Begegnung hatte er Eisenhower angeknurrert, weil der in seiner Gegenwart rauchte. Eisenhower war über solche Dinge erhaben, aber viele seiner amerikanischen Untergebenen meinten, er solle die Briten härter anfassen.

General Montgomery, der als Berufsmilitär und erstklassiger Truppenausbilder über hohe Qualitäten verfügte, legte andererseits eine unsägliche Arroganz an den Tag, die wahrscheinlich von einem gewissen Minderwertigkeitskomplex herrührte. Über sein berühmtes Barett hatte er im Fe-

bruar zum Privatsekretär von König George VI. gesagt: »Mein Hut ist drei Divisionen wert. Die Männer sehen ihn schon von Weitem. Sie sagen: ›Da ist Monty!‹ Und dann gehen sie auf jeden Gegner los.«¹⁵ Er war auf fast lächerliche Weise von sich eingenommen. Die Amerikaner glaubten nicht als Einzige, dass sein Ruf von einer britischen Fan-Presse künstlich aufgeblasen werde. »Monty«, so Basil Liddell Hart, »ist bei Zivilisten möglicherweise viel beliebter als bei Soldaten.«¹⁶

Montgomery war ein begnadeter Selbstdarsteller, dem es in der Regel gelang, seinen Truppen Selbstvertrauen einzuflößen. Ausnahmen bestätigten allerdings die Regel. Als er zum Beispiel im Februar 1944 der Durham Light Infantry verkündete, sie werde in der ersten Welle an Land gehen, war ein lautes Stöhnen die Antwort. Die Männer, die direkt von den Kämpfen im Mittelmeerraum kamen und kaum Heimaturlaub gehabt hatten, waren der Meinung, jetzt seien andere Divisionen, die noch nie die britischen Inseln verlassen hatten, an der Reihe. »Wieder die Durhams«, hieß es. »Immer sind die Durhams die Blöden.« Als Montgomery abfuhr, sollte die gesamte Truppe an der Straße stehen und ihn verabschieden, aber nicht ein Mann tauchte auf. Das brachte den höheren Offizieren beträchtlichen Ärger ein.¹⁷

»Monty« wollte die neu aufgestellten Divisionen unbedingt durch erfahrene Truppen verstärken, aber die Veteranen, die er in den Wüsten Nordafrikas befehligt hatte, hegten große Vorbehalte gegen diese Pläne. Sie hatten bis zu vier Jahre in verschiedenen Ländern gekämpft und vertraten nun den Standpunkt, dass jetzt insbesondere jene Divisionen, welche sich noch auf keinem Kriegsschauplatz hatten bewähren müssen, die Kastanien aus dem Feuer holen sollten. Mehrere Regimenter der ehemaligen 8. Armee hatten seit sechs Jahren die Heimat nicht gesehen, eines oder zwei sogar noch längere Zeit. Ihr Groll wurde von Frauen und Bräuten zu Hause genährt.

Auch bei der 1. US-Division, als »Big Red One« bekannt, murrte man, als sie erneut bei einer Landungsoperation die Spitze übernehmen sollte. Aber ihre Erfahrungen wurden dringend gebraucht. Denn in einem Evaluierungsbericht vom 8. Mai waren fast alle übrigen amerikanischen Einheiten, die für das Landungsunternehmen vorgesehen waren, als »ungenügend« eingestuft worden.¹⁸ Nun wurden hohe US-Offiziere eingesetzt, und die letzten Wochen intensiven Trainings zahlten sich aus. Die beträchtlichen Verbesserungen waren eine Ermutigung für Eisenhower, der sich insgeheim zu dem Entschluss beglückwünschte, die Landung um einen Monat auf Anfang Juni verschoben zu haben.

In der Kommandostruktur der Alliierten gab es weitere Spannungen. Eisenhowers Stellvertreter als Oberbefehlshaber, Air Chief Marshal Sir Arthur Tedder, konnte Montgomery nicht ausstehen, war aber seinerseits Winston Churchill zutiefst unsympathisch. General Omar Bradley, der die 1. US-Armee befehligte und aus einer armen Farmerfamilie im Bundesstaat Missouri kam, wirkte mit seinem bäuerlichen Auftreten und seiner Kassenbrille nicht gerade wie ein schneidiger Offizier. Aber er war »pragmatisch, gelassen, ohne offensichtliche Ambitionen, etwas langsam, weder auffallend noch großtuerisch und nicht leicht aus der Ruhe zu bringen«.¹⁹ Er war ein kluger Kommandeur, dem es vor allem darum ging, seinen Auftrag zu erfüllen. Montgomery behandelte er mit Respekt, aber die beiden Männer konnten verschiedener nicht sein.

Bradley kam mit Eisenhower sehr gut aus, teilte aber nicht die Geduld seines Chefs mit dem völlig unberechenbaren George Patton. Der Mann aus Missouri konnte sein tiefes Misstrauen gegen diesen exzentrischen Panzergeneral aus den Südstaaten kaum verhehlen. Patton, ein gottesfürchtiger und zugleich höchst profaner Mann, hatte Spaß daran, provozierende Reden an seine Truppen zu halten. »Ich sage euch, vergesst nicht«, erklärte er einmal, »dass noch nie ein Bastard einen Krieg gewonnen hat, weil er für sein Land sterben wollte. Man gewinnt ihn, indem man den anderen verdammten Bastard für *sein* Land sterben lässt.« Ohne Eisenhowers Rückendeckung in kritischen Situationen hätte Patton zweifellos keine Chance gehabt, sich in dem bevorstehenden Feldzug einen Namen zu machen. Dass es Eisenhower gelang, eine so buntscheckige Truppe zusammenzuhalten, war eine außerordentliche Leistung.

Den jüngsten Streit, der gänzlich auf den »Vor-D-Day-Koller« zurückzuführen war, hatte Air Chief Marshal Leigh-Mallory ausgelöst. Leigh-Mallory, der »jeden ärgerte« und es sogar schaffte, Eisenhower gegen sich aufzubringen, war plötzlich der Meinung, die beiden US-Luftlandedivisionen, die auf der Halbinsel Cotentin abgesetzt werden sollten, würden dort sofort niedergemetzelt werden. Wiederholt verlangte er daher, dieses Schlüsselement, mit dem die westliche Flanke von »Unternehmen Overlord« geschützt werden sollte, zu streichen. Eisenhower forderte Leigh-Mallory auf, ihm seine Bedenken schriftlich mitzuteilen, was dieser auch tat. Nach sorgfältiger Prüfung wies Eisenhower das Ansinnen mit voller Unterstützung Montgomerys zurück.²⁰

Trotz seiner Nervosität und der übergroßen Verantwortung, die auf ihm lastete, nahm Eisenhower die Dinge philosophisch. Da er nun einmal dazu

bestimmt war, in letzter Instanz zu entscheiden, stellte er sich dieser Aufgabe und war bereit, die Folgen zu tragen. Die schwerste Entscheidung, das wusste er nur zu gut, stand unmittelbar bevor. Von ihm hing buchstäblich das Leben vieler Tausender seiner Soldaten ab. Ohne auch nur seine engsten Mitarbeiter einzuweihen, verfasste Eisenhower eine kurze Notiz für den Fall, dass das Unternehmen scheitern sollte: »Bei unseren Landungsoperationen im Gebiet von Cherbourg-Le Havre ist es nicht gelungen, einen starken Landekopf zu bilden, und ich habe daher die Truppen zurückgezogen. Mein Entschluss, zu dieser Zeit und in diesem Abschnitt anzugreifen, beruhte auf den bestmöglichen Informationen. Die Land-, See- und Luftstreitkräfte haben mit großer Tapferkeit und Hingabe ihre Pflicht erfüllt. Wenn das Missglücken der Landungsoperationen auf irgendeinen Fehler zurückzuführen ist, so kann er nur mir zugeschrieben werden.«²¹

Zwar konnten weder Eisenhower noch Bradley es zugeben, aber die schwierigste der fünf Landungszonen würde »Omaha Beach« sein. Dieses Ziel für die 1. und die 29. US-Infanteriedivision war von einem britischen Team der Combined Operations Beach Reconnaissance (COPP) und der Assault Pilotage Parties genauestens aus der Luft erkundet worden. In der zweiten Januarhälfte hatte ein bewaffneter Fischdampfer das Klein-U-Boot X-20 dicht vor die normannische Küste bugsiert. General Bradley hatte darum gebeten, dass COPP nach der Aufklärung der für die britischen und kanadischen Truppen vorgesehenen Strände auch »Omaha« untersuchen sollte, um sicherzugehen, dass der Boden fest genug für Panzer war. Captain [Hauptmann] Scott-Bowden von den Pioniertruppen und Sergeant [Feldwebel] Bruce Ogden-Smith von der Special Boat Section schwammen, nur mit Kampfmesser und einem 45er Colt Automatic bewaffnet, an Land. Sie hatten einen 18-Zoll-Erdbohrer und einen Patronengurt mit kleinen Behältern für Bodenproben bei sich. Der Wasserstand war ungewöhnlich niedrig. Beinahe wären sie von deutschen Wachtposten entdeckt worden.

Am Tag nach seiner Rückkehr wurde Scott-Bowden von einem Rear Admiral [Konteradmiral] nach London befohlen. Er traf direkt nach dem Mittagessen in Eisenhowers Hauptquartier, Norfolk House am Saint James's Square, ein. In einem lang gestreckten Speisezimmer mit verhängten Karten an den Wänden sah er sich sechs Admirälen und fünf Generälen, darunter General Bradley, gegenüber. Bradley befragte ihn eingehend über die Tragfähigkeit der Strände. »Sir, ich hoffe, Sie nehmen mir nicht übel, dass ich das sage«, äußerte Scott-Bowden, schon im Gehen, »aber die-

ser Strand ist ein äußerst schwieriges Gelände. Dort wird es ganz gewiss enorme Verluste geben.« Bradley legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: »Ich weiß, mein Junge, ich weiß.« »Omaha« war der einzig mögliche Landungsabschnitt zwischen dem britischen Sektor zur Linken und der Landungszone »Utah« zur Rechten.²²

Als die Landungstruppen zur Einschiffung abmarschierten, eilten die Menschen herbei, um sie zu verabschieden. »Als wir gingen«, schrieb ein junger Angehöriger einer amerikanischen Pioniereinheit, der bei einer englischen Familie untergebracht war, »weinten [sie] so, als wären sie unsere Eltern. Wir waren sehr gerührt. Die Öffentlichkeit schien ziemlich genau zu wissen, was da vorging.«²³

Es war gar nicht möglich, die Dinge geheim zu halten. »Als wir durch Southampton kamen«, schrieb ein britischer Panzersoldat, »wurden wir wunderbar willkommen geheißen. Wenn unsere Fahrzeuge halten mussten, brachten uns die Leute Tee und Kuchen – sehr zur Verwirrung der Militärpolizisten, die die Kolonne begleiteten und strengen Befehl hatten, jeden Kontakt zwischen Zivilisten und Soldaten zu unterbinden.«²⁴

Die meisten Soldaten saßen auf Militärfahrzeugen, aber einige britische Einheiten marschierten zu Fuß. Ihre beschlagenen Stiefel knallten im Gleichschritt auf das Pflaster. Alte Leute, die aus ihren Vorgärten häufig mit feuchten Augen zusahen, mussten daran denken, wie die Väter dieser jungen Männer in die Schützengräben von Flandern gezogen waren. Die Helme sahen immer noch ähnlich aus, aber die Felduniformen waren anders. Die Soldaten trugen auch keine Gamaschen mehr. Stattdessen hatten sie Drillichmanschetten, die aus demselben Material hergestellt waren wie Koppel, Schultergurt, Munitionstasche und Tornister. Gewehr und Bajonett hatten sich ebenfalls verändert, aber das war kaum zu erkennen.

Die Soldaten spürten, dass D-Day nicht mehr weit sein konnte, als sie noch einmal 24 Stunden Ausgang bekamen. Für weniger motivierte Gemüter war das die letzte Gelegenheit, sich von ihrer Einheit abzusetzen oder sich nur noch einmal zu betrinken. In diesen Tagen waren nicht wenige Soldaten verschwunden, aber nur Einzelfälle konnten als echte Desertion gelten. Die meisten kehrten »zu ihren Kameraden« zurück, als die Offensive bereits im Gange war. Pragmatisch eingestellte Offiziere wollten keinen Mann an das Militärgefängnis verlieren. Sie überließen es dem Einzelnen, sich im Gefecht zu bewähren.

Den Soldaten entging nicht, dass sich ihre Offiziere plötzlich viel mehr

um sie kümmerten. In geschlossenen Einheiten wurden Filme gezeigt. Bier floss reichlich, und aus den Lautsprechern dudelte Tanzmusik. Zyniker stellten fest, dass die Quartiermeister plötzlich sehr großzügig wurden, was nichts Gutes verheiß. Der Lyriker Keith Douglas, der damals als 24-jähriger Captain bei den Sherwood Rangers Yeomanry diente, schrieb an Edmund Blunden, den Dichter des vorherigen Krieges: »Ich bin für das Schlachten herausgefüttert worden und warte darauf, dass es jetzt endlich losgeht.« Douglas gehörte zu den Männern, die den sicheren Tod erwarteten und mit ihren besten Freunden auch darüber sprachen. Es ist erstaunlich, wie viele damit recht hatten. Vielleicht gerieten aber Vorahnungen wie diese auch zu selbsterfüllenden Prophezeiungen. Am letzten Sonntag ging Douglas zu einer kirchlichen Prozession. Danach sprach er noch mit dem Regimentsgeistlichen, der notierte, Douglas habe sich mit dem nahen Tod abgefunden und sei frei von Furcht. Ein Offizierskamerad meinte, er sei so fatalistisch eingestellt, weil er glaubte, er habe das ihm zustehende Quäntchen Glück bereits im Wüstenkrieg aufgebraucht.²⁵

Nahezu jeder hatte das Warten satt und wollte, dass es endlich vorbei sein möge. »Alle sind angespannt, tun aber ganz locker«, meinte ein amerikanischer Infanterist. »Angaben hilft«, fügte er hinzu.²⁶ Viele dachten an ihre Mädchen. Manche hatten noch in aller Eile geheiratet, damit die Frauen wenigstens eine Rente erhielten, sollte es zum Schlimmsten kommen. Ein amerikanischer Soldat kratzte alle seine Ersparnisse zusammen und schickte sie an einen Juwelier. Seine englische Verlobte sollte schon den Trauring für ihre Hochzeit nach seiner Rückkehr aussuchen. Es war eine Zeit starker persönlicher Gefühle. »Die Frauen, die gekommen waren, um ihre Männer zu verabschieden«, schrieb eine Journalistin kurz zuvor, »laufen jeweils bis zum Ende des Bahnsteigs mit, wenn der Zug abfährt, winken und haben ein perfektes Lächeln aufgesetzt.«²⁷

Einige wenige wurden mit der Belastung nicht fertig. »Eines Nachts«, berichtete ein Mitglied der 1. US-Infanteriedivision, »hängte sich einer der Soldaten zwei Patronengurte um, nahm seine Handgranaten, packte das Gewehr und lief los. Niemand hatte etwas bemerkt. Als sie ihn dann vermissten, wurde ein Suchtrupp ausgeschickt. Als man ihn fand, weigerte er sich mitzukommen und wurde erschossen. Wir wissen nicht, ob er nicht am Strand sterben wollte oder ob er ein Spion war. Was er tat, war einfach bescheuert. Nun musste er sterben, sonst möglicherweise nicht.«²⁸ Vielleicht hatte er eine Vorahnung, was sie an »Omaha Beach« erwartete.

Während Panzer und Truppen an jenem Freitagabend auf die Transportschiffe verladen wurden, telefonierte Group Captain Stagg über sichere Leitungen noch einmal mit den anderen meteorologischen Zentren. Bei der Kommandeursbesprechung, die um 21.30 Uhr begann, musste er eine eindeutige Wetterprognose präsentieren. Aber nach wie vor waren er und seine Kollegen sich nicht einig. »Wären nicht die möglichen tragischen Folgen gewesen, hätte man das Ganze als lächerlich abtun können. In einer knappen halben Stunde erwartete man von mir, General Eisenhower eine »abgestimmte« Vorhersage für die kommenden fünf Tage vorzulegen, während der die größte militärische Operation aller Zeiten in Gang gesetzt wurde. Aber unter all den Experten, die an der Diskussion beteiligt waren, sagte jeder schon für die nächsten 24 Stunden ein anderes Wetter voraus.«²⁹

Sie debattierten und stritten, bis die Zeit hierfür abgelaufen war. Stagg lief danach zur Bibliothek im Hauptgebäude, um den höchsten Kommandeuren von »Overlord« seinen Bericht vorzulegen.

»Also, Stagg«, fragte Eisenhower. »Was haben Sie uns diesmal mitgebracht?«

Stagg glaubte, er müsse seinem Instinkt folgen und die optimistischere Sicht seiner amerikanischen Kollegen von Bushey Park beiseitelassen. »Die Großwetterlage von den Britischen Inseln bis nach Neufundland hat sich in den letzten Tagen umgestellt und steckt jetzt voller potenzieller Gefahren.« Während er in die Einzelheiten ging, blickten mehrere der hohen Offiziere ziemlich irritiert durch die Fenster auf den prächtigen Sonnenuntergang.³⁰

Es folgten Erkundigungen zum Wetter für das Absetzen der Luftlandetruppen. Dann wollte Eisenhower genauer wissen, welche Bedingungen am 6. und am 7. Juni zu erwarten seien. Nach dieser Frage trat laut Tedder eine beträchtliche Pause ein. »Wenn ich darauf eine Antwort gäbe, Sir«, sagte Stagg schließlich, »müsste ich rätseln. Das wäre Ihres meteorologischen Beraters aber nicht würdig.«³¹

Stagg und sein amerikanischer Kollege Colonel D. N. Yates verließen den Raum. Bald darauf erschien General Bull und teilte ihnen mit, in den kommenden 24 Stunden werde an den Plänen nichts geändert. Als die beiden Männer zu ihren Schlafzelten zurückkehrten, wussten sie, dass die ersten Schiffe ihre Ankerplätze bereits verlassen hatten. Stagg musste an den makabren Witz denken, den Lieutenant General Sir Frederick Morgan, der ursprüngliche Chefplaner von »Overlord«, sich mit ihm erlaubt hatte: » Viel Glück, Stagg. Mögen all Ihre Tiefdruckgebiete schön klein sein. Aber den-

ken Sie daran, wenn Sie die Vorzeichen nicht richtig deuten, dann knüpfen wir Sie am nächsten Laternenpfahl auf.«³²

Am nächsten Morgen – es war Samstag, der 3. Juni – konnten die Nachrichten kaum schlechter sein. Die Wetterstation von Blacksod Point in Westirland hatte soeben rasch fallenden Luftdruck und Windstärke sechs gemeldet. Stagg wurde »geradezu körperlich übel«, wenn er die Wetterkarten betrachtete und sah, wie unterschiedlich die einzelnen Teams nach wie vor die Daten analysierten. Am Abend um 21.30 Uhr waren er und Yates wieder gefragt. Als sie in die Bibliothek kamen, standen keine Bücher mehr in den Regalen. Armsessel waren im Halbkreis aufgestellt. Die Oberbefehlshaber saßen in der ersten Reihe, dahinter ihre Stabschefs und die nachgeordneten Kommandeure. Eisenhower, der Chef seines Stabes, General Walter Bedell Smith, und Tedder hatten in drei Sesseln gegenüber den anderen Zuhörern Platz genommen.

»Gentlemen«, begann Stagg seinen Vortrag. »Die Befürchtungen, die meine Kollegen und ich gestern über das Wetter für die nächsten drei, vier Tage äußerten, haben sich bestätigt.« Dann ging er in die Einzelheiten seiner Vorhersage. Es war ein trübes Bild von schwerer See, von Windböen bis Stärke 6 und tief hängenden Wolken. »Während meines ganzen Vortrags«, schrieb Stagg später, »saß General Eisenhower ohne jede Bewegung da. Den Kopf leicht in eine Hand gestützt, blickte er mich unverwandt an. Alle Anwesenden im Raum schienen zeitweilig wie benommen.«³³ Es konnte nicht überraschen, dass sich Eisenhower gezwungen sah, für den Moment eine Verschiebung der Operation zu empfehlen.

Eisenhower hatte keine ruhige Nacht. Mittendrin informierte ihn sein Marineadjutant, Commander [Fregattenkapitän] Harry Butcher, Associated Press habe gerade gemeldet: »Eisenhowers Streitkräfte landen in Frankreich.« Obwohl die Agentur die Meldung 23 Minuten später wieder zurückzog, hatten CBS und Radio Moskau sie bereits übernommen. »Er gab eine Art Grunzen von sich«, notierte Butcher in sein Tagebuch.³⁴

Nachdem Stagg von der zeitweiligen Verschiebung der ganzen Operation gehört hatte, kam er gegen Mitternacht zu seinem Zelt zurück. Es war schon ein merkwürdiges Gefühl, zwischen den Bäumen nach oben zu schauen und zu sehen, dass »der Himmel völlig klar und alles ringsum still und friedlich war.«³⁵ Stagg versuchte gar nicht erst zu schlafen. Bis in die frühen Morgenstunden hielt er die vorangegangenen Diskussionen in allen Einzelheiten fest. Die Vorhersage wurde nicht besser. Dabei blieb draußen alles ruhig.

Auf einer weiteren Besprechung am Sonntag, dem 4. Juni, um 16.15 Uhr entschied Eisenhower, die vorläufig festgelegte Verschiebung um 24 Stunden werde beibehalten. Ohne maximale Luftunterstützung waren die Risiken zu groß. Es erging Befehl, die Schiffskonvois zurückzubeordern. Zerstörer stachen mit Höchstgeschwindigkeit in See, um Landungsboote, die nicht per Funk erreichbar waren, zu stoppen und zurückzuleiten.

Stagg, der sich zu dieser Zeit erschöpft niedergelegt hatte, war beim Erwachen völlig konsterniert, als er feststellen musste, dass der Himmel immer noch klar war und nur schwacher Wind wehte. Beim Frühstück konnte er den Offizieren nicht ins Gesicht sehen. Während des Tages schämte er sich dann fast für seine Erleichterung, als von Westen Wolken aufzogen und der Wind zunahm.

An diesem Sonntag stellten sich Fragen ohne Ende. Zehntausende Männer konnten doch nicht tatsächlich auf den Landungsbooten eingepfercht bleiben? Was sollte mit den Schiffen geschehen, die bereits unterwegs waren und nun wieder zurückbeordert wurden? Sie mussten neu betankt werden. Wenn das schlechte Wetter anhielt, kam man mit den Gezeiten durcheinander. Sollte sich die Lage binnen 48 Stunden nicht bessern, dann blieb nichts anderes übrig, als »Overlord« um zwei Wochen zu verschieben. So lange war die Sache wohl kaum geheim zu halten, von den verheerenden Auswirkungen auf die Moral der Truppe ganz abgesehen.

2. Kapitel

Im Zeichen des Lothringer Kreuzes

Eisenhower war bei Weitem nicht der Einzige, dem der Gedanke, welche gewaltige Operation sie da in Gang setzten, Beklommenheit verursachte. Churchill, den zu dem Plan einer Offensive über den Ärmelkanal hinweg immer Bedenken geplagt hatten, steigerte sich jetzt in einen nervösen, irrationalen Optimismus hinein. Und Field Marshal Sir Alan Brooke vertraute seinem Tagebuch an, er habe »ein flaes Gefühl im Magen. Man mag kaum glauben, dass die Invasion über den Kanal in wenigen Stunden beginnt! Ich bin sehr unsicher, was die ganze Operation betrifft. Im besten Falle wird sie weit, weit hinter den Erwartungen der Masse der Leute zurückbleiben, vor allem jener, die nichts von den Schwierigkeiten wissen. Im schlimmsten Falle wird das die furchtbarste Katastrophe des ganzen Krieges.«¹

»Die Briten«, stellte ein hoher amerikanischer Stabsoffizier fest, »hatten viel mehr Angst vor einem Fehlschlag.«² Nach den langen Jahren des Krieges, den bitteren Erinnerungen an Dünkirchen und der misslungenen Landung in Dieppe konnte das kaum überraschen. Was auch immer die Gründe gewesen sein mochten, sie hatten es zu Recht abgelehnt, den Einmarsch auf dem europäischen Festland früher zu beginnen. Dafür brauchte man eine gewaltige Übermacht. Die US-Armee hatte in Nordafrika, auf Sizilien und in Italien viel Lehrgeld zahlen müssen.

Churchill bemerkte einmal, die Amerikaner fänden erst dann zur richtigen Entscheidung, wenn sie alle anderen Möglichkeiten durchprobiert hätten. Selbst wenn an diesem Bonmot ein Körnchen Wahrheit war, wurde es der Tatsache nicht gerecht, dass sie viel rascher lernten als ihre selbst ernannten Schulmeister von der British Army. Sie hatten kein Problem, auf kluge Zivilisten aus der Geschäftswelt zu hören, die jetzt Uniform trugen. Vor allem aber scheuten sie sich nicht zu experimentieren.

Die Briten demonstrierten ihre Erfindungsgabe auf vielen Gebieten – von dem Rechner, der abgehörte Funksprüche nach dem »Ultra«-System entschlüsselte, bis hin zu neuen Waffen wie Major General Percy Hobarts

Schwimmpanzer und »Dreschflegel« zum Minenräumen. Aber die Hierarchie in der britischen Armee blieb grundsätzlich konservativ. Dass die Spezialpanzer als »Hobart's funnies« [Hobarts Scherzartikel] bekannt wurden, spricht für die unnachahmliche britische Mischung aus Skepsis und Frivolität. Der Kult des Amateurs und Gentleman, den Montgomery so verachtete, sollte ein beträchtliches Handicap bleiben. Nicht umsonst hielten amerikanische Offiziere ihre britischen Kollegen für »zu höflich« und stellten einen Mangel an Schonungslosigkeit fest, wenn es darum ging, inkompetente Kommandeure abzulösen.

Churchill selbst war ein großer Amateur und Gentleman, ohne dass man ihm mangelnden Tatendrang vorwerfen konnte. Er hegte ein leidenschaftliches, für seine Militärberater manchmal zu großes Interesse an Militäroperationen. Aus seinen Denkschriften ergoss sich eine Flut von Ideen, viele völlig undurchführbar, die in Whitehall, dem Sitz des britischen Verteidigungsministeriums, Ächzen und Stöhnen auslösten. Mit dem jüngsten Einfall des Premierministers in diesem Moment voller historischer Symbolik hatte sich General »Pug« Ismay, Churchills militärischer Ratgeber, auseinanderzusetzen. Churchill »wollte bei »Overlord« eine Art »umgekehrtes Dünkirchen« inszenieren, wobei kleine [zivile] Schiffe Infanterie zum Nachrücken und zum Auffüllen der eigentlichen Sturmtruppen anlanden sollten, nachdem die Strände frei geräumt waren.«³

Der Premierminister, der immer im Zentrum des Geschehens sein wollte, bestand darauf, die Landungsflotte zu begleiten. Von der Brücke des Kreuzers HMS *Belfast* wollte er sich ansehen, wie die Küste beschossen und bombardiert wurde. Brooke sagte er nichts, denn er wusste, dass dieser sich dagegen aussprechen würde. Seine Absicht suchte er mit dem Argument zu rechtfertigen, dass er zugleich auch Verteidigungsminister sei. Zum Glück nahm sich der König der Angelegenheit an. In einem meisterlich abgefassten Brief vom 2. Juni schrieb er: »Mein lieber Winston, ich ersuche Sie noch einmal, an D-Day nicht in See zu stechen. Bedenken Sie bitte meine Lage. Ich bin jünger als Sie, ich bin Seemann und als König der Oberbefehlshaber aller Truppen. Nichts wäre mir lieber, als ein Schiff zu besteigen. Aber ich habe eingewilligt, zu Hause zu bleiben. Wäre es fair, wenn Sie genau das täten, was ich selber so gerne getan hätte?«⁴

Churchill, verärgert darüber, dass man sein Vorhaben durchkreuzt hatte, wies an, seinen persönlichen Eisenbahnzug als mobiles Hauptquartier einzurichten, um Eisenhower trotz allem nahe zu sein.⁵ Dazu Brooke in seinen Tagebuchnotizen: »Winston hat inzwischen seinen Zug bestiegen, fährt in

der Gegend von Portsmouth herum und ist zu einer wahren Plage geworden!⁶ Einen Lichtblick gab es an diesem Vorabend von D-Day: die Nachricht, dass Truppen der Alliierten unter General Mark Clark in Rom einmarschiert waren. Aber Churchills Aufmerksamkeit wurde bereits von einem anderen, nahezu unlösbaren Problem in Anspruch genommen: General Charles de Gaulle, der Führer der Freien Franzosen, der das Lothringer Kreuz zu seinem Symbol erkoren hatte, war an diesem Morgen in London eingetroffen. »Vor-D-Day-Koller«, politische Komplikationen und de Gaulles patriotische Egozentrik brauten sich zu einem hochexplosiven Gemisch zusammen.

Das Hauptproblem des Verhältnisses zu de Gaulle war Präsident Roosevelts Misstrauen. Der sah in dem Franzosen einen potenziellen Diktator. Darin wurde er bestärkt von Admiral Leahy, der zuvor Botschafter bei der Regierung Pétain in Vichy gewesen war, aber auch von mehreren einflussreichen Franzosen in Washington, darunter Jean Monnet, der später einer der Wegbereiter zur Einigung Europas sein sollte.

Roosevelt fühlte sich von der französischen Politik so abgestoßen, dass er im Februar vorschlug, die Pläne für die Aufteilung Deutschlands in Besatzungszonen nach dem Krieg zu ändern. Er wollte, dass die USA die Nordhälfte des Landes besetzten, damit ihre Versorgung über Hamburg erfolgen konnte und nicht, wie bisher vorgesehen, über Frankreich. »Wie ich es verstehe«, antwortete ihm Churchill, »entspringt Ihr Vorschlag der Abneigung, Polizeifunktionen in Frankreich zu übernehmen, und der Furcht, dass dies die Stationierung von US-Truppen in Frankreich über einen langen Zeitraum bedeuten könnte.«⁷

Roosevelt und in geringerem Maße auch Churchill weigerten sich, die Probleme zur Kenntnis zu nehmen, die de Gaulle als die »einer Rebellenregierung« beschrieb.⁸ Dabei suchte de Gaulle nicht nur seine eigene Stellung zu sichern. Er musste die rivalisierenden Fraktionen zusammenhalten, damit Frankreich nach der Befreiung nicht ins Chaos stürzte oder gar ein Bürgerkrieg ausbrach. Aber der stolze und kantige de Gaulle schien zur Verzweiflung derer, die ihn unterstützen wollten, beinahe ein perverses Vergnügen daran zu finden, die amerikanische und die britische Hand, die ihn fütterten, zu beißen. De Gaulle hatte auf alles eine absolut frankozentrische Sicht. So konnte er unbequeme Tatsachen, besonders solche, die den Ruhm Frankreichs zu schmälern drohten, großzügig übersehen. Nur de Gaulle brachte es fertig, eine Geschichte der französischen Armee zu schreiben und dabei die Schlacht von Waterloo mit keinem Wort zu erwähnen.⁹

Das ganze Frühjahr hindurch hatte Churchill alles versucht, um Roosevelt zu einer milderen Einstellung zu bewegen, denn er wusste, dass die Alliierten mit de Gaulle zusammenarbeiten mussten. Er regte an, Roosevelt möge de Gaulle treffen. »Es würde ihm gewiss guttun, wenn Sie ihn väterlich behandelten«, schrieb er. »Und ich denke in der Tat, dass es in jeder Hinsicht hilfreich sein könnte.«¹⁰

Roosevelt stimmte zu, bestand aber darauf, dass de Gaulle um das Treffen bitten sollte. Eine offizielle Einladung seitens der Amerikaner hätte bedeutet, dass diese de Gaulle als den Führer Frankreichs anerkannten. Der Präsident blieb bei seiner Auffassung, die Armeen der Alliierten marschierten nicht in Frankreich ein, um de Gaulle an die Macht zu bringen. »Ich bin zurzeit nicht in der Lage«, schrieb er an Churchill, »irgendeine Regierung Frankreichs anzuerkennen, bevor das französische Volk die Gelegenheit hat, seine Regierung frei zu wählen.«¹¹ Da aber eine Wahl vorläufig nicht stattfinden würde, bedeutete dies, dass das Allied Military Government of Occupied Territories (AMGOT), die Alliierte Militärregierung für die besetzten Gebiete, die Verwaltung der befreiten Territorien zu übernehmen hatte.

Die genannte Abkürzung stellte für de Gaulle und das Comité Français de Libération Nationale (CFLN), das Französische Komitee der Nationalen Befreiung in Algier, eine schwere Beleidigung dar. Am 3. Juni, dem Tag, bevor de Gaulle nach Großbritannien flog, erklärte sich das CFLN zur Provisorischen Regierung der Französischen Republik. Roosevelt empfand das als bewusste Provokation. Schon zuvor hatte er Eisenhower jeglichen Kontakt mit dieser französischen Administration im Wartestand untersagt.¹²

Eisenhower durfte nur mit General Pierre Koenig zusammenarbeiten, den de Gaulle zum Befehlshaber der Widerstandsbewegung ernannt hatte, die als die Forces Françaises de l'Intérieur (FFI), die Französischen Streitkräfte des Inneren, bekannt war. Aber Eisenhower sollte auch Koenig keine Einzelheiten der Invasion mitteilen, weil der sie an seine politischen Vorgesetzten weiterzugeben hatte. Das brachte Eisenhower in »beträchtliche Verlegenheit«, wie er in einem Bericht an Washington bekannte. »General Koenig spürt ganz genau, dass ihm auch die allgemeinsten Informationen über die bevorstehenden Operationen vorenthalten werden, obwohl dabei französische Marine-, Luft- und Luftlandkräfte eingesetzt werden und von der französischen Résistance viel erwartet wird.«¹³

Inzwischen drängte Churchill Roosevelt, »eine Vereinbarung auf Arbeits-

ebene« mit dem CFLN zu akzeptieren, vor allem, weil die Rolle der Résistance für die Alliierten bei ihrem Einmarsch von Bedeutung war.¹⁴ Mit seiner Hilfe hatte man die Amerikaner bereits überzeugen können, die französische 2. Panzerdivision, als »2ème Division Blindée« (DB) bekannt, die sie in Nordafrika bewaffnet und ausgerüstet hatten, nach England zu verlegen. Unter dem Befehl von General Philippe Leclerc sollte sie später als Teil von General Pattons 3. US-Armee in der Normandie mitkämpfen. Mit amüsiertes Resignation sahen britische Offiziere zu, wie Leclercs Division nach der Ankunft in Yorkshire als Erstes eine offizielle Messe zu Ehren von Jeanne d'Arc abhielt, die die Briten 500 Jahre zuvor auf dem Scheiterhaufen verbrannt hatten.¹⁵

Andererseits schärfte man den alliierten Truppen ein, nach der Landung die Befindlichkeiten der Franzosen zu beachten. In einem Merkblatt wurde gefordert, man solle auf keinen Fall die demütigende Niederlage Frankreichs von 1940 erwähnen. »Aufgrund vieler Witze über das lebenslustige Paris«, hieß es dort weiter, »herrscht allgemein die Meinung, die Franzosen seien ein leichtlebige, frivoles Volk mit keinerlei moralischen Grundsätzen und wenigen Überzeugungen. Dies stimmt besonders in der jetzigen Zeit nicht.«¹⁶ Aber solche offiziellen Hinweise zeigten gewiss wenig Wirkung bei denen, die schon aufgeregt von den französischen Demoiselles träumten.

In Churchills Kriegskabinett herrschte Einigkeit darüber, dass der Führer der Freien Franzosen nach Großbritannien eingeladen werden musste, um über D-Day ins Bild gesetzt zu werden. »Bei all seinen Fehlern und Torheiten«, schrieb der Premierminister an Roosevelt, »hat de Gaulle in der letzten Zeit erkennen lassen, dass er mit uns zusammenarbeiten will, und es wäre wohl außerordentlich schwierig, die Franzosen von der Befreiung Frankreichs auszuschließen.«¹⁷ Der Präsident hatte allerdings darauf bestanden, dass de Gaulle »im Interesse der Sicherheit« im Vereinigten Königreich bleiben müsse, »bis bei »Overlord« die Landung erfolgt ist.«¹⁸

Die Schwäche des Sicherheitssystems der Freien Franzosen rührte nicht daher, dass das Netzwerk der Gaullisten von Spionen der Vichy-Regierung unterwandert war, sondern dass es so primitive Codes benutzte. Die Experten des britischen Geheimdienstes Special Operations Executive (SOE) waren besonders nach dem massiven Eindringen von Gestapo-Agenten in die Résistance so verzweifelt, dass ihr Chefkryptograph Leo Marks das Büro der Gaullisten in der Duke Street im Zentrum Londons aufsuchte. Dort bat er deren Chiffreure, einen Text ihrer Wahl zu verschlüsseln, den er an-

schließend »zu ihrer Verblüffung vor ihren Augen« knackte. »Das machte die Briten bei den Franzosen nicht beliebter«, schrieb der offizielle Chronist mit trockenem Understatement.¹⁹ Ihr gallischer Stolz hielt die Freien Franzosen aber auch weiterhin davon ab, britische oder amerikanische Kodierungssysteme zu verwenden. Unmittelbar vor D-Day forderte »C«, der Chef des Secret Intelligence Service (SIS), vom Premierminister, den Franzosen dürfe nicht gestattet werden, Funksprüche abzusetzen. Sie sollten nur sichere Landleitungen benutzen.²⁰

Churchill schickte zwei York-Passagiermaschinen nach Algier, die de Gaulle samt Gefolge nach England bringen sollten. Aber der blieb, wo er war, weil Roosevelt ein Gespräch über eine französische Zivilregierung ablehnte. Am 2. Juni suchte Churchills Abgesandter Duff Cooper de Gaulle zwei Stunden lang zu überreden, diesen riskanten Kurs aufzugeben. Wenn er sich weigere zu kommen, spiele er damit nur Roosevelt in die Hände. Als militärischer Führer müsse er in England präsent sein. Vor allem aber, so warnte Duff Cooper, werde er damit das Wohlwollen des Premierministers endgültig verspielen, der zu dem Schluss kommen müsste, mit ihm könne man unmöglich zusammenarbeiten. Erst am nächsten Morgen, als die beiden Yorks bereits auf der Startbahn warteten, stimmte de Gaulle zu, sich auf die erste Etappe des Fluges nach Rabat in Französisch-Marokko zu begeben.

Nach einem Nachtflug von Rabat landete de Gaulles Maschine am 4. Juni Punkt sechs Uhr morgens in Northholt am Rande von London. Da die Reise unter strikter Geheimhaltung stattgefunden hatte, war Duff Cooper überrascht, dass eine Ehrenkompanie angetreten war und eine Kapelle der Royal Air Force die Marseillaise spielte, als sie die Gangway herunterstritten. De Gaulle wurde ein persönlicher Brief Churchills in dessen typischem Stil übergeben. »Mein lieber General de Gaulle«, hieß es dort. »Willkommen an diesen Küsten! Sehr große militärische Ereignisse stehen bevor.« Er lud de Gaulle in seinen persönlichen Eisenbahnzug ein. »Wenn Sie um 13.30 Uhr hier sein könnten, möchte ich Sie gern zum Mittagessen einladen, wonach wir uns zu General Eisenhowers Hauptquartier begeben werden.«²¹

Duff Cooper konnte sich Churchills »Fronthauptquartier« in einem Zug überhaupt nicht vorstellen. Diesen fanden sie schließlich auf dem Abstellgleis eines kleinen Bahnhofs in der Nähe von Portsmouth. Cooper hielt das ganze Arrangement für ziemlich absurd. Seine Stimmung sank weiter, als er im Gefolge des Premierministers Field Marshal Smuts erkannte, ei-

nen Südafrikaner, der für seine Franzosenfeindlichkeit bekannt war. Dann eröffnete Churchill das Gespräch mit der Bemerkung, er habe de Gaulle zu sich gebeten, damit dieser eine Rundfunkrede halte. Schlimmer noch, er deutete mit keinem Wort an, dass er über die Zivilverwaltung Frankreichs sprechen wolle, das Thema, das de Gaulle am meisten interessierte.

Als Außenminister Anthony Eden das Gespräch auf »politische« Fragen lenkte, womit man bei Roosevelts anhaltender Weigerung angekommen war, de Gaulle und dessen Provisorische Regierung anzuerkennen, platzte diesem der Kragen. Sein Ärger entzündete sich daran, dass die Alliierten in den USA Banknoten hatten drucken lassen, die sie nun an ihre für den Einmarsch in Frankreich vorgesehenen Truppen ausgaben. De Gaulle erklärte, »dass die Regierung der Republik« diese Währung, die in seinen Augen Falschgeld war, »unter keinen Umständen anerkennt«. ²² Über diese wichtige Frage hatten bis dahin offenbar weder die amerikanischen noch die britischen Behörden nachgedacht. Wenn keine Regierung sich bereitfand, diese recht einfach gestalteten Geldscheine, die amerikanische Soldaten als »Zigarrencoupons« bezeichneten, zu akzeptieren, dann hatten sie keinerlei Wert.

Erregt stellte Churchill die Frage, wie die Briten denn getrennt von den Vereinigten Staaten handeln sollten. »Wir werden Europa befreien, aber nur, weil die Amerikaner mit uns sind. Das müssen Sie verstehen. Wenn wir zwischen Europa und dem offenen Meer zu entscheiden haben, dann werden wir immer das offene Meer vorziehen. Wann immer ich zwischen Ihnen und Roosevelt zu entscheiden habe, werde ich Roosevelt vorziehen.« Ungerührt akzeptierte de Gaulle, dass das wohl zutreffe. Die Wogen glätteten sich ein wenig, als man zu Tisch ging. Churchill hob sein Glas. »Auf de Gaulle, der sich niemals mit einer Niederlage abgefunden hat.« Darauf de Gaulle: »Auf Großbritannien, auf den Sieg, auf Europa.« ²³

Dann geleitete Churchill de Gaulle nach Southwick House. Dort informierten Eisenhower und Bedell Smith den Führer der Franzosen über die geplante »Operation Overlord«. Eisenhower war die Freundlichkeit selbst und überspielte die Aufregung über die Wetterverhältnisse. Bevor de Gaulle ging, legte Eisenhower ihm noch den Text der Proklamation vor, den er am D-Day an das französische Volk zu richten gedachte. Zwar hatte er Roosevelts anordnenden Tonfall etwas abgeschwächt, aber von einer Anerkennung der Provisorischen Regierung war keine Rede. Die Franzosen wurden sogar aufgefordert, den Weisungen des Alliierten Oberkommandos Folge zu leisten, bis sie »selbst ihre Vertreter und ihre Regierung wäh-

len werden«. Für de Gaulle war das die Bestätigung seiner schlimmsten Befürchtungen: nämlich dass es zu einer angelsächsischen Besetzung Frankreichs kommen werde. Er hielt sich aber zurück und sagte nur, er wünsche, »ein paar Veränderungen in General Eisenhowers Botschaft zu empfehlen«. Eisenhower willigte ein, da die Zeit dafür noch ausreichte.²⁴

Als de Gaulle in London zurück war, wurde ihm mitgeteilt, seine Ergänzungen könnten nicht mehr rechtzeitig bestätigt werden, da die Joint Chiefs of Staff, die Vereinigten Stabschefs der USA und Großbritanniens, das tun müssten. Daraufhin weigerte sich de Gaulle, am nächsten Morgen nach Eisenhower und den führenden Repräsentanten anderer besetzter Länder über die BBC zum französischen Volk zu sprechen. Außerdem kündigte er an, er werde die den britischen und amerikanischen Divisionen beigeordneten französischen Verbindungsoffiziere anweisen, die Einheiten nicht zu begleiten, da keine Übereinkunft in der Frage der Zivilverwaltung erreicht worden sei. Als Churchill auf einer Sitzung des Kriegskabinetts davon informiert wurde, explodierte er förmlich.

In dieser Nacht eilten Außenminister Eden und de Gaulles Emissär Pierre Viénot zwischen den beiden wutentbrannten Politikern mehrmals hin und her, um den Schaden zu reparieren. De Gaulle brüllte Viénot an, Churchill sei ein »Gangster«. Als Viénot zu Churchill kam, warf der de Gaulle »Verrat auf dem Höhepunkt der Schlacht« vor. Er wollte ihn nach Algier zurückbringen lassen, »wenn nötig, in Ketten«.

Abgesehen von diesem Drama fand das wichtigste Ereignis dieses Sonntagabends in der Bibliothek von Southwick House statt. Schon am Nachmittag des 4. Juni hatten Stagg und seine Kollegen beobachtet, wie sich das über den Atlantik heranziehende Tief zwar verstärkte, aber langsamer vorankam. Das bedeutete, dass sich in dem schlechten Wetter eine Lücke auftat, in der die Landungsoperation gestartet werden konnte. Die Besprechung begann um 21.30 Uhr, und Stagg wurde sofort hereingerufen. Kaum einer der Anwesenden war optimistisch gestimmt. Regen und Wind rüttelten an den Scheiben, und alle konnten sich vorstellen, wie es den zehntausenden Soldaten auf den Landungsschiffen und -booten, die längs der Küste ankernten, jetzt erging.

»Gentlemen«, sagte Stagg, »seit meiner Vorhersage von gestern Abend ist es über dem Nordatlantik zu einigen unerwarteten Entwicklungen gekommen.« Ab Montagnachmittag sei eine kurzzeitige Verbesserung der Lage zu erwarten. Das Wetter werde nicht ideal, aber ausreichend sein, so der

Kern seiner Botschaft.²⁵ Bohrende Fragen folgten, und eine ernste Diskussion begann.

»Über eins müssen wir uns klar sein«, warf Admiral Ramsay ein. »Wenn ›Overlord‹ am Dienstag stattfinden soll, dann muss ich in der nächsten halben Stunde meinen Truppen eine erste Vorwarnung geben. Wenn sie aber ein zweites Mal starten und wieder zurückgerufen werden, dann kann von einer Fortsetzung des Ganzen am Mittwoch keine Rede sein.« Leigh-Malloy äußerte erneut Bedenken, ob die Sicht für seine Bomber ausreichen werde, aber Eisenhower wandte sich an Montgomery, dessen sehr unkonventionelle Uniform bei dieser Gelegenheit aus einem beigefarbenen Pull-over und einer ausgebeulten Kordhose bestand.

»Sehen Sie einen Grund, weshalb wir am Dienstag nicht starten sollten?«

»Nein«, antwortete Montgomery mit seiner näselnden Stimme nachdrücklich. »Ich würde sagen: Los geht's.«

Draußen in der Halle warteten Staboffiziere mit Bündeln von Befehlen, die ihre Chefs unterzeichnen sollten. Sie hatten je einen Satz Papiere für beide Möglichkeiten vorbereitet.

Am Montag, dem 5. Juni, gingen in der Frühe weitere Daten ein, die den Wetterumschwung bestätigten. Bei der Morgenbesprechung konnte Stagg seinen Respekt einflößenden Zuhörern mit wesentlich größerer Selbstsicherheit begegnen. Die Spannung ließ nach, »der Oberbefehlshaber und seine Kollegen waren ganz neue Menschen«, schrieb er später. Eisenhower lächelte schon wieder. Es wurden noch ein paar Einzelheiten besprochen, aber alle wollten so schnell wie möglich weg, und der Raum leerte sich rasch. Es war noch viel zu tun, wenn die fast 5000 Schiffe von etwa einem Dutzend verschiedener Staaten pünktlich in See stechen und auf den vorgeschriebenen Kurs gehen sollten. Eine kleine Flotte von Minenräumbooten würde dann in einer Reihe vor ihnen herfahren und breite Schneisen bis hin zu den Stränden für sie passierbar machen. Admiral Ramsay sorgte sich sehr um die Mannschaften dieser besonders gefährdeten Schiffe. Unter ihnen waren schwerste Verluste zu erwarten.

Da die Grundsatzentscheidung nun gefallen war, ließ sich Eisenhower zur South Parade Pier in Portsmouth bringen, um dort der Einschiffung der letzten Truppen beizuwohnen. »Es beschwingt ihn immer, mit Soldaten zu sprechen«, schrieb sein Adjutant Harry Butcher in sein Tagebuch.²⁶ Gegen Mittag kehrten sie zu Eisenhowers Wohnwagen in Southwick Park zurück, spielten »Fuchsjagd« und Dame. Butcher hatte für den Abend

einen Besuch des Oberbefehlshabers in Begleitung von Journalisten bei der 101. US-Luftlandedivision auf dem Flugplatz Greenham Common organisiert. Sie sollte um 23.00 Uhr zu der Mission aufbrechen, für die Leigh-Mallory ein Desaster prophezeit hatte.

Anders als die Infanteristen und die Angehörigen anderer Waffengattungen, die in ihren mit Stacheldraht umfriedeten Lagern, den »Würsten«, ausharren mussten, wurden die Fallschirmjäger direkt zu den Flugplätzen gefahren, von denen sie starten sollten. Die 82. US-Luftlandedivision hatte man rund um Nottingham einquartiert, während die 101. in den Home Counties westlich von London untergebracht war. Fünf Tage lang hatten sie in Hangars campiert, wo ihre Feldbetten in langen Reihen mit Gängen dazwischen aufgestellt waren. Immer wieder hatten sie dort ihre persönlichen Waffen auseinandergenommen, geölt und die Bajonette geschärft. Einige hatten sich in London »Commando Knives«, die seit Kriegsbeginn aufgekommene neuen Kampfmesser, gekauft und manche sich sogar Rasiermesser zugelegt. Sie waren darin unterwiesen worden, wie man einen Mann geräuschlos töten konnte, indem man ihm Halsvene und Kehlkopf durchschnitt.²⁷ Die Ausbildung der Luftlandetruppen war nicht nur körperlich hart gewesen, denn einige von ihnen hatte man gezwungen, »durch die Eingeweide und das Blut von Schweinen zu kriechen, um sich abzu härten«.²⁸

Um den Männern die quälende Wartezeit zu verkürzen, die durch den Aufschub noch verlängert wurde, hatten die Offiziere Grammofone besorgen lassen, auf denen Lieder wie »I'll Walk Alone« oder »That Old Black Magic« dudelten. Sie organisierten auch Filmabende, bei denen Streifen, vor allem solche mit Bob Hope, gezeigt wurden. Viele Fallschirmjäger hörten »Axis Sally« auf Radio Berlin, die in ihrer Sendung »Home Sweet Home« gute Musik spielte, zugleich aber auch Hetzpropaganda verbreitete. Aber selbst als sie vor D-Day mehrfach erklärte, die Deutschen warteten schon auf sie, hielten das die meisten für einen Witz.²⁹

Das Rote Kreuz hatte Stände aufgebaut, wo junge weibliche Freiwillige aus den USA Doughnuts und Kaffee ausgaben. In vielen Fällen überließen sie den Soldaten die ihnen zugeteilten Zigaretten. Das angebotene Essen, darunter Steaks, Pommes frites und Eis, war der reine Luxus und provozierte förmlich den makabren Witz, hier würden die Soldaten fürs Schlachten gemästet. Die 82. Luftlandedivision hatte in Nottingham Geschmack an Fish and Chips gefunden und viele Freundschaften geknüpft.

Auch hier waren die amerikanischen Soldaten tief gerührt darüber, dass die Menschen zusammenliefen, um sie zu verabschieden. Nicht wenige hatten Tränen in den Augen, als sie auf ihren LKWs zu den Flugplätzen gebracht wurden.

Viele Männer lenkten sich von dem, was sie erwartete, durch hektisches Glücksspiel ab, bei dem sie zuerst das dubiose Invasionsgeld und später zusammengesparte Dollars und Pfunde setzten. Sie würfelten und spielten Black Jack. Ein Mann, der 2500 Dollar gewonnen hatte, für die damalige Zeit sehr viel Geld, spielte mit voller Absicht so lange weiter, bis er alles wieder verloren hatte. Er meinte, wenn er mit dem Geld in die Schlacht ziehe, habe das Schicksal ihm den Tod vorherbestimmt.³⁰

Die Fallschirmjäger kontrollierten noch einmal ihre Haupt- und Reserveschirme, um sicherzugehen, dass sie in vorschriftsmäßiger Ordnung waren. Einige schrieben Abschiedsbriefe an ihre Familien oder Freundinnen für den Fall, dass sie sterben würden. Sorgsam gehütete Fotos wurden aus der Briefftasche genommen und in die Stahlhelme eingeklebt. Alle persönlichen Papiere und Privatsachen hatten die Soldaten bis zu ihrer Rückkehr verpackt zur Aufbewahrung abzugeben. In einer Ecke des Hangars zelebrierten Geistliche Gottesdienste. Katholische Priester nahmen die Beichte ab.

Einige Regimentskommandeure hielten in dieser Zeit des In-sich-Gehens jedoch anfeuernde Reden ganz anderer Art. Colonel »Jump« Johnson, der das 501. Luftlandeanfanterieregiment befehligte, rollte mit seinem Jeep in den Hangar und sprang auf das Podium des Vorturners. Seinen Spitznamen hatte er daher, dass er versuchte, von nahezu jedem Flugobjekt abzuspringen. Da stand er nun, einen Revolver mit perlenbesetztem Griff an jeder Hüfte. Die 2000 Mann seines Regiments scharten sich um ihn. »Das war eine tolle Atmosphäre, die Begeisterung vor der Schlacht«, notierte ein Soldat. Nach einer kurzen Rede, um den Kampfgeist zu wecken, beugte sich Johnson rasch nieder, zog ein großes Kampfmesser aus seinem Stiefel und schwang es über seinem Kopf. »Bevor ich die Dämmerung des nächsten Tages sehe«, brüllte er, »will ich dieses Messer in das Herz des miesesten, gemeinsten und dreckigsten Nazis in ganz Europa stoßen!« Gellendes Geheul antwortete ihm, und die Männer reckten ihre Messer in die Luft.³¹

General Maxwell Taylor machte seine Soldaten von der 101. Luftlandedivision darauf aufmerksam, dass es im Nachtkampf sehr chaotisch zugehen könnte. Es würde ihnen schwerfallen, die eigenen Kameraden vom Feind zu unterscheiden. Deshalb sollten sie, solange es dunkel war, mit

Messern und Handgranaten kämpfen und Feuerwaffen erst benutzen, wenn es hell würde. Wie einer seiner Männer berichtete, »sagte er auch, wenn ihr Gefangene macht, dann stören die euch nur bei der Erfüllung eures Auftrags. Wir sollten uns der Gefangenen entledigen, wie wir es für richtig hielten.«³²

Brigadier General »Slim Jim« Gavin von der 82. Luftlandedivision hielt vielleicht die bedächtigste Ansprache. »Männer«, sagte er, »was ihr in den nächsten Tagen durchmachen müsst, werdet ihr nicht für eine Million Dollar eintauschen, aber auch nicht sehr oft erleben wollen. Die meisten von euch ziehen zum ersten Mal ins Gefecht. Denkt daran: Ihr müsst töten, oder ihr werdet getötet.« Gavin hinterließ einen starken Eindruck. Einer seiner Zuhörer sagte nach diesen ruhigen Worten: »Ich glaube, wir wären ihm bis in die Hölle gefolgt.«³³ Ein anderer Befehlshaber entschied sich für die Schocktherapie. Den Männern, die vor ihm angetreten waren, sagte er: »Schaut euch den Nebenmann zur Rechten und den zur Linken an. Nach der ersten Woche in der Normandie wird nur noch einer von euch am Leben sein.«³⁴

Es kann kaum Zweifel daran bestehen, dass die Mehrheit der amerikanischen Fallschirmjäger hoch motiviert war. Bereits seit einiger Zeit konnten die Offiziere ihre Untergebenen vor allem dadurch disziplinieren, dass sie einem Soldaten drohten, er werde beim ersten Absprung über der Normandie nicht dabei sein.

Zu den Ritualen vor der Schlacht gehörte es auch, sich die Schädel kahl zu rasieren, um den Ärzten die Behandlung von Kopfverletzungen zu erleichtern. Aber einige Männer ließen in der Mitte von der Stirn bis zum Nacken einen Streifen Haar im Irokesenstil stehen. Das bestärkte die Deutschen in der Vorstellung, die von Gangsterfilmen aus Hollywood herrührte und später von der Wehrmachtpropaganda kräftig genährt wurde, die amerikanischen Luftlandetruppen rekrutierten ihre Männer in den schlimmsten Gefängnissen der USA, diese seien das »übelste Untermenschentum amerikanischer Slums«.³⁵ Gesichter wurden geschwärzt, meistens mit Ofenruß oder Schuhcreme. Einige Soldaten zogen noch Streifen in Weiß darüber, und es entspann sich ein regelrechter Wettbewerb um das grausigste Gesicht.

An ihren Kampfanzügen trugen die Fallschirmjäger das Emblem ihrer Division auf der linken Schulter und die amerikanische Flagge auf der rechten. Ein Soldat, dem eine der Rotkreuzhelferinnen ihre zwei Schach-

teln Pall Mall zugesteckt hatte, ließ eine davon in jedes Hosenbein gleiten. Sollte er in überflutetem Gelände landen, so würde ihm diese Art Unterbringung wohl eine zusätzliche Enttäuschung bereiten. Schuhe, Koppel und Gurte wurden so fest wie möglich geschnürt und zugezogen, als stellten sie in den kommenden Kämpfen eine Art Panzer dar. Die Fallschirmjäger versorgten sich mit zusätzlicher Munition, auch wenn das ihre Traglast noch erhöhte. Denn ihre größte Angst war, dem Feind mit einer ungeladenen Waffe gegenüberzustehen. Patronengurte wurden im »Pancho-Villa-Stil« kreuzweise über die Brust geschlungen, die Essgeschirre bis zum Rand gefüllt und Gürteltaschen mit Socken und Unterwäsche zum Wechseln vollgestopft. Hinten an den mit einem Tarnnetz überzogenen Stahlhelmen war ein Erste-Hilfe-Päckchen mit Binden, acht Sulfonamidtabletten und zwei Ampullen mit Morphinum befestigt – »eine gegen den Schmerz oder beide für die Ewigkeit«. ³⁶

Jacken- und Gürteltaschen waren nicht nur mit den 150 Schuss Munition Kaliber 7,62 Millimeter prall gefüllt, sondern auch mit Schokoladenriegeln von einer Konsistenz wie halb gehärteter Beton als eiserner Ration und mit einer britischen Gammon-Granate, einem Pfund C2-Sprengstoff, der in einer Art Baumwollsocke steckte. Diese improvisierte Bombe erwies sich sogar gegen gepanzerte Fahrzeuge als wirkungsvoll (die Fallschirmjäger nannten sie ihre »Handartillerie«), war aber auch aus anderen Gründen beliebt: Mit einer kleinen Menge des leicht entflammaren Sprengstoffs konnte man im Schützenloch einen Topf Kaffee oder eine Essenportion erwärmen, ohne dass auch nur eine Spur von Rauch aufstieg.

Erkennungsmarken wurden mit Klebeband zusammengeklebt, damit sie nicht klirrten. Zigaretten und Feuerzeug wurden mit anderen nützlichen Dingen wie Wasch- und Rasierzeug, Tabletten zur Wasseraufbereitung, 24 Blatt Toilettenpapier und einem französischen Sprachführer in der um den Nacken gehängten Kampftasche verstaut, dazu ein Notfallsortiment, bestehend aus einer Karte, die auf Seide gedruckt war, einem kleinen Sägeblatt, Kompass und Geld. Die Menge der Sachen, die sie mit sich schleppen sollten, verblüffte arme Burschen vom Lande, die gewöhnt waren, mit viel weniger auszukommen.

Zu den vielen kleinen Dingen kamen Schanzgerät und die persönliche Waffe des Soldaten, meist ein Karabiner mit Klappschaft. Das Gewehr war teilweise zerlegt und in einem als »Geigenkasten« bezeichneten Beutel auf der Brust des Soldaten untergebracht. Andere trugen eine Thompson-Maschinenpistole. Panzerbüchsen waren in ihre beiden Hälften zerlegt. Zu-

sammen mit mehreren panzerbrechenden Granaten steckten sie in Schenkeltaschen, die beim Absprung baumelten. Eine solche Tasche konnte allein bis zu vierzig Kilogramm wiegen.

Die Fallschirmjäger hatten ihren eigenen Aberglauben. Einige ahnten ihren Tod voraus. Ein Soldat erinnerte sich an einen »strohblonden Jungen« namens Johnny. »Er stand da und starrte vor sich hin. Ich ging zu ihm und sagte: ›Was ist los, Johnny?‹ – ›Ich glaube, ich komme nicht durch‹, antwortete er. Darauf ich: ›Ach was, dir passiert nichts.‹ Ich musste ihn schütteln, weil er wie benommen wirkte. Später stellte sich dann heraus, dass er einer der Ersten war, die in der Normandie fielen.«³⁷

Als Eisenhower in seinem Cadillac und mit einem kleinen Gefolge von Reportern und Fotografen auf der Basis Greenham Common eintraf, schwatzte er noch ein wenig mit den Fallschirmjägern von General Maxwell Taylors 101. Luftlandedivision, bevor sie die Flugzeuge bestiegen. Es muss ihm schwergefallen sein, nicht an Leigh-Mallorys düstere Prophezeiung zu denken, dass die meisten dieser Männer in den sicheren Tod gingen. Aber Eisenhowers »freundliche und ungezwungene Art« setzte selbst seinen Mitarbeiter in Erstaunen.³⁸ Ein Texaner bot dem Oberbefehlshaber für die Nachkriegszeit einen Job als Cowboy an. Dann fragte Eisenhower die Offiziere, ob sie Männer aus Kansas dabei hätten. Er hoffte, einen Landsmann aus seiner Heimatstadt Abilene zu finden. Ein Soldat wurde ihm vorgestellt.

»Wie heißen Sie, Soldat?«, fragte ihn Eisenhower. Oyler stand stramm und brachte kein Wort heraus. Freunde mussten ihm seinen Namen zurufen, um ihn wieder zur Besinnung zu bringen. Eisenhower fragte ihn, woher er komme.

»Wellington, Kansas«, antwortete er.

»Ja, das ist südlich von Wichita.«

Dann fragte ihn der Oberbefehlshaber ein wenig über seinen Ausbildungsstatus aus, wo er zur Schule gegangen sei, über seine Einsätze und ob er in England eine Freundin habe. Nun lockerte sich Oyler etwas und beantwortete die Fragen über die Ausbildung und ob er glaube, dass alle Männer seines Zuges bereit seien, in den Kampf zu ziehen.

»Wissen Sie, Oyler, die Deutschen haben uns fünf Jahre lang böse mitgespielt. Jetzt werden wir es ihnen heimzahlen.«

Dann fragte Eisenhower, ob der Soldat Angst habe. Oyler gab das zu.

»Ja, Sie wären ein Narr, wenn Sie keine hätten. Aber der Trick ist: immer

in Bewegung bleiben. Wenn man stehen bleibt und anfängt zu überlegen, dann verliert man das Ziel, die Konzentration. Und man wird zum Opfer. Am besten ist es, immer in Bewegung zu bleiben.«³⁹

Bewegung aber war in diesem Moment das größte Problem der Fallschirmjäger. Sie waren so bepackt, dass sie regelrecht zu den Maschinen watschelten, die, am Rande der Startbahn aufgereiht, auf sie warteten.

Das Bodenpersonal der C-47 »Skytrains«, die die Briten »Dakotas« nannten, hatte hart gearbeitet. Rumpf und Flügel aller Maschinen, die an der Operation teilnahmen, waren im letzten Augenblick mit schwarzen und weißen Streifen bemalt worden, damit die Schiffe der Alliierten sie von unten gut erkennen konnten. Einige der Fallschirmjäger wirkten regelrecht bestürzt. »Wir waren völlig baff, als wir die dicken weißen Streifen auf Flügeln und Rumpf erblickten. Die sehen aus wie Lockenten, so dachten wir, an denen jeder Schütze da unten sein Glück versucht.«⁴⁰

Die Gefahr, von den eigenen Leuten beschossen zu werden, bereitete besonders den Luftlandetruppen schwere Sorgen. Bei der Landung auf Sizilien im Juli 1943 hatte amerikanische Schiffsflak auf eigene Transportflugzeuge und Maschinen mit Lastenseglern im Schlepp geschossen. Um dem Feuer zu entgehen, hatten die Piloten die Segler ausgeklinkt und ins Meer stürzen lassen, wodurch über ein Dutzend verloren gegangen waren. Um das Überfliegen der Landungsflotte zu vermeiden, ließ man die Maschinen, die die zwei Luftlandedivisionen auf der Halbinsel Cotentin absetzen sollten, diesmal einen weiten Bogen nach Westen ziehen und Kurs über die Kanalinseln nehmen.

Viele der C-47, von den Fallschirmjägern »Goony Birds« [Albatrosse] genannt, waren am Bug mit Namen und Symbolen bemalt. Auf einem hielt ein Teufel ein Tablett in die Höhe, auf dem ein Mädchen im Badeanzug saß. Darunter die Inschrift: »Der Himmel kann warten.« Eine weniger ermutigende Inschrift war »Miss Carriage«, wörtlich als »Fräulein Fuhre« zu deuten, in einem Wortspiel aber auch als »Fehlschlag«.

Es dauerte 40 Minuten, bis alle eingestiegen waren, denn die voll bepackten Fallschirmjäger brauchten Hilfe, um die Stufen hinaufzukommen, wie Ritter in Rüstungen, denen man aufs Pferd helfen muss. Als sie drin waren, musste bald darauf eine größere Zahl wieder aussteigen, weil sie vor Aufregung Blasendruck verspürten. Die Piloten der Transportmaschinen machten sich zunehmend Sorgen über das Gewicht. In jeder mussten 16 bis 18 schwer beladene Männer untergebracht werden, und die Flugzeug-

führer hatten darauf bestanden, sie vorher zu wiegen. Das Ergebnis verstärkte ihre Bedenken noch.

Ein Sergeant [Feldwebel] stieg als Erster ein und nahm im Bug der Maschine Platz. Der Zugführer war der Letzte, denn er sollte beim Absprung die Spitze übernehmen. Der Sergeant hatte die Aufgabe, als »Schieber« von hinten sicherzustellen, dass alle Soldaten sprangen und keiner hocken blieb. »Einer fragte den Sergeanten, ob es wahr sei, dass er Befehl habe, jeden zu erschießen, der nicht springen wolle. »Das ist der Befehl, den ich erhalten habe.« Er sagte das mit so sanfter Stimme, dass es geradezu beruhigend wirkte.«⁴¹

Das 505. Luftlandeanferiement der 82. Division erlebte beim Einsteigen einen Schock. Eine Gammon-Granate explodierte in der Maschine, tötete mehrere Soldaten und setzte das Flugzeug in Brand. Die Überlebenden wurden kurzerhand der nächsten Einheit zugeteilt. Nichts durfte an diesem Abend den Zeitplan des Starts durcheinanderbringen.

Mit heulenden Motoren rollten die schwer beladenen C-47 in scheinbar endloser Reihe über die Startbahn von Greenham Common. General Eisenhower salutierte den abfliegenden Fallschirmjägern der 101. Division, als sie zum Himmel aufstiegen. Dabei soll er Tränen in den Augen gehabt haben.

Am Abend des Streits mit de Gaulle dachte Churchill auch an den mächtigen Verbündeten im Osten. Er hatte Stalin zu überzeugen versucht, seine Sommeroffensive mit der Landung in der Normandie abzustimmen. Am 14. April sandte er ihm folgenden Funkspruch: »Wir bitten Sie, uns mitzuteilen, welchen Umfang Ihre Aktion haben wird, damit wir unsere eigenen Berechnungen anstellen können.«⁴²

Im Jahr zuvor hatte Stalin allmählich den Glauben daran verloren, dass die westlichen Alliierten, wie sie es seit 1942 versprochen, überhaupt in Nordeuropa einmarschieren würden. Churchill plädierte stets für eine indirekte oder periphere Strategie im Mittelmeerraum, um ein weiteres Blutbad in Frankreich zu vermeiden, wo die jungen Männer seiner Generation den Tod gefunden hatten. Am Ende sollte er mit dem Hinauszögern der Offensive recht behalten, möglicherweise aus den falschen Gründen. Zu einem früheren Zeitpunkt waren die anglo-amerikanischen Armeen weder materiell noch personell zu einer solchen Operation in der Lage. Ein Fehlschlag wäre eine Katastrophe gewesen. Jedoch keine der Ausreden oder keiner der wahren Gründe hatte Stalin besänftigen können, der seine

Verbündeten immer wieder an ihr Versprechen erinnerte. »Man sollte nicht vergessen«, hatte er am 24. Juni 1943 an Churchill geschrieben, »dass davon die Möglichkeit abhängt, Millionen Menschenleben in den besetzten Gebieten Westeuropas und in Russland zu retten sowie die kolossalen Opfer der sowjetischen Armeen zu verringern, im Vergleich zu denen die Verluste der anglo-amerikanischen Truppen als bescheiden anzusehen sind.«⁴³ Über sieben Millionen Rotarmisten hatten in diesem Krieg bereits ihr Leben gelassen.

Auf der Teheraner Konferenz im November 1943 hatte Roosevelt zu Churchills Entsetzen Stalin hinter seinem Rücken mitgeteilt, dass man neben der Landung in der Normandie auch »Operation Anvil«, den Einmarsch in Südfrankreich, plane. Churchill und Brooke waren gegen diesen Plan, seit die Amerikaner ihn sich ausgedacht hatten. »Anvil« würde den Armeen der Alliierten in Italien Reserven und Ressourcen entziehen, weshalb Churchills Traum, im Nordbalkan und in Österreich einzumarschieren, wohl platzen würde. Churchill sah voraus, welche Folgen der dramatische Vormarsch der Roten Armee haben würde. Ihm graute vor einer sowjetischen Besetzung Mitteleuropas. Roosevelt dagegen war zu der Überzeugung gelangt, dass dauerhafter Frieden in der Nachkriegszeit eine reale Möglichkeit sein könnte, wenn man sich Stalin gewogen machte, statt mit ihm auf Konfrontationskurs zu gehen. Dieser Frieden konnte auf einer Organisation aus Vereinten Nationen beruhen, die er zu schaffen gedachte. Der Präsident meinte, Churchill lasse sich viel zu sehr von reaktionären Impulsen imperialer und geopolitischer Art leiten. Zudem war Roosevelt der Meinung, wenn Nazideutschland mit amerikanischer Hilfe besiegt war, sollte Europa seine Probleme selber lösen.

Auf der Teheraner Konferenz war Stalin äußerst angetan, die bis dahin weitestgehende Zusicherung erhalten zu haben, dass es im Frühjahr 1944 tatsächlich zur Landung an der französischen Kanalküste kommen werde. Misstrauisch machte ihn allerdings die Tatsache, dass dafür noch kein Oberbefehlshaber ernannt war. Auch als Eisenhower mit dem Oberkommando betraut wurde, blieb Stalin skeptisch. Am 22. Februar erhielt er folgenden Funkspruch von seinem Botschafter Gussew in London: »Von anderer Seite, vor allem britischen und amerikanischen Korrespondenten, haben wir erfahren, dass das Datum der Eröffnung der Zweiten Front, wie es in Teheran festgelegt wurde, möglicherweise von März auf April oder gar Mai verschoben wird.«⁴⁴ Als Roosevelt Stalin das Datum schließlich mitteilte, ließ der sowjetische Außenminister Wyschinski den amerikani-

schen Geschäftsträger in Moskau zu sich rufen und fragte ihn, was das »D« in »D-Day« bedeute.⁴⁵

Am Vorabend der Großoffensive sandte Churchill Stalin einen Funkspruch, in dem er zum Ausdruck brachte, die Blutschuld der westlichen Alliierten gegenüber dem sowjetischen Volk werde nun endlich beglichen. »Ich bin gerade von einem zweitägigen Aufenthalt in Eisenhowers Hauptquartier zurück, wo ich bei der Verladung der Truppen zugegen war. ... Zu seinem großen Bedauern musste General Eisenhower den Start der Operation um eine Nacht verschieben, aber nun sagen die Prognosen einen äußerst günstigen Wetterumschlag voraus, und heute Nacht starten wir.«⁴⁶